

R/TP 39 P
BIBLIOTHEQUE MUSEUM
LYON



Sonder-Abdruck

aus Heft 4 und 6 — 1902 der Zeitschrift „ASIEN“, Organ der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft.

Jüdische Ackerbaukolonien in Anatolien.

Von Prof. Dr. O. Warburg.

Es ist bekannt, wie bunt durcheinander gewürfelt die Bevölkerungselemente Anatoliens sind. Da finden sich vor allem die alt eingesessenen Türken, Griechen und Armenier, letztere beiden Stämme zwar in dem eigentlichen Anatolien hauptsächlich in den Städten, doch auch vielfach auf den Dörfern, namentlich mit Seidenbau, Obst-, Wein- und Gemüsekultur beschäftigt, die Griechen im westlichen, die Armenier mehr im östlichen Teil Anatoliens; dazu kommen die erst in der letzten Hälfte, meist sogar erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eingewanderten Kolonisten, die sogenannten Muhadjirs oder Flüchtlinge, Mohamedaner, die sich aus den russischen Grenzprovinzen oder aus den unabhängig gewordenen Balkanstaaten, aus Rumänien, Serbien, Bosnien und Bulgarien, neuerdings auch aus Kreta, langsam nach dem Kernlande des Halbmondes zurückziehen. Wenn man von den Lazen, die in geringer Menge von Lasistan am Schwarzen Meer nach Anatolien vorgedrungen sind, und von den ursprünglich aus Turkestan stammenden Turkmenen, die sich, gleichfalls in geringer Zahl, hauptsächlich in den Steppen der Hochebene Haimana angesiedelt haben, absieht, so sind es besonders die Tscherkessen, Tataren, Kurden, Türken aus der Balkanhalbinsel, und endlich die Georgier, bis auf letztere alles in der Landwirtschaft gut bewanderte Volksstämme, deren Dörfer, sobald die Bauern zu etwas gekommen sind, vorteilhaft von den Ansiedelungen der alt eingesessenen Bevölkerung abstechen.

Es ist nun von Interesse, dass ganz neuerdings auch einige jüdische Dorfansiedelungen in Anatolien entstanden sind, und zwar wurden die Kolonien, bis auf eine bulgarische, aber wieder aufgegebene Ansiedelung, sämtlich von rumänischen Juden begründet.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen jüdischen und den mohamedanischen Kolonien besteht nun darin, dass letztere fast ausschliesslich aus Ackerbauern bestehen, die schon von Kindesbeinen an mit Hacke und Pflug umzugehen gewohnt sind; ferner bringen die meisten der mohamedanischen Kolonisten etwas Geld mit, einerseits ihre Ersparnisse und andererseits dasjenige, was sie durch planmässigen und langsamen Verkauf ihrer bisherigen Ländereien und Häuser, sowie des lebenden und toten Inventars flüssig machen konnten. Auch werden häufig einige der angesehensten Leute des Dorfes vorher nach Anatolien geschickt, um passende Ländereien auszusuchen und dort die zum Empfang nötigen Vorbereitungen zu treffen; trotzdem pflegen die meisten Ansiedelungen der Muhadjirs in den ersten Jahren schwere Zeiten durchzumachen, das Elend ist häufig infolge Verpassens der ersten Ernte und durch gouvernementale Scherereien sowie Nichteinhalten der Versprechungen gross, und erst allmählich beginnen die Dörfer aufzublühen.

Ganz anders begann die jüdische Kolonisation. Vor allem waren es keine gelernten Ackerbauer; denn seit dem rumänischen Gesetz über die Fremden*) vom 7. April 1881 waren die Juden daselbst auf dem Lande so gut wie rechtlos; sie besitzen nicht mehr das Recht des beständigen Aufenthaltes in den Dörfern und auf dem Lande. Sie können jederzeit wie Landstreicher ausgetrieben werden und dürfen weder Grundbesitz noch Häuser, noch sonstige Immobilien auf dem Lande erwerben. Noch ein Cirkular eines der liberalen Minister Rumäniens an die Distriktspräfekten vom Juni 1896 bestimmt, dass die Erlaubnis für Fremde, sich in den Gemeinden niederzulassen, so alt sie auch sein mag, immer durch eine Abstimmung des Gemeinderats aufgehoben werden kann. Es ist demnach kein Wunder, dass die aus ca. 250 000 Seelen bestehende jüdische Bevölkerung Rumäniens allmählich fast ganz in die Städte gezogen ist, wo infolge des Ausschlusses derselben von vielen Gewerben und durch den kaum erträglichen Kampf ums Dasein ein in den traurigsten Verhältnissen vegetierendes Proletariat entstanden ist. Trotzdem wissen manche dieser Kolonisten wenigstens etwas mit dem Pfluge umzugehen, da sie sich in Rumänien häufig zur Zeit der Ernte in den Dörfern als Hilfsarbeiter vermieten; der grösste Teil derselben besteht aber aus Handwerkern niedrigsten Kenntnisgrades, Tagelöhnern und sogenannten Luftmenschen, d. h. Leuten, deren Existenz in der Luft schwebt, die selbst nicht wissen, wovon sie am nächsten Tage leben.

Wie kommen nun solche Leute dazu, Ackerbaukolonien zu gründen, wie haben sie es anzufangen, dies überhaupt durchzusetzen, und was sind die Erfolge?

Es ist das in der That ein nationalökonomisch und, wenn man will, auch politisch interessantes Problem, und da Verfasser durch Zufall mit dem Schicksal dieser unglücklichen Leute bekannt geworden ist und sich redlich bemüht hat, das Schiffein dieser Kolonisation durch die schwere Brandung der Hindernisse und des Elends in ein ruhigeres Fahrwasser hinüber zu steuern, so glaubt er auch berufen zu sein, hier den Gang der Kolonisation in wenigen Strichen zu skizzieren.

Der innere Grund dieser Kolonisation ist, wie schon hervorgehoben, die immer härtere Formen annehmende Entrechtung der Juden in Rumänien, d. h. ihre politische, moralische, soziale und ökonomische Unterdrückung, deren

*) Unter Fremden sind im rumänischen Gesetzbuch fast ausschliesslich die Juden zu verstehen, wie auch die ganze Fremdengesetzgebung nichts weiter ist als eine Umgehung des Artikels 44 des Berliner Unabhängigkeitstraktates, nach welchem konfessionelle Unterschiede keinen Grund zur Ausschliessung vom Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte bilden dürfen.

schliessliches Resultat ein allgemeiner Auswanderungswunsch unter der rumänischen Judenheit ist. Die spezielle Veranlassung der plötzlich akut werdenden Emigrationsbewegung war die ökonomische Krise in Rumänien infolge der Missernte im Jahre 1899, welche durch Schwächung der Kaufkraft der Bevölkerung gerade die Ärmsten am meisten dem Elend preisgab. Bekannt ist, wie im Frühling 1900 geradezu ein Auswanderungstaukel die rumänischen Juden ergriff, wie sie in Scharen nach Cypern, nach Ägypten, nach Palästina zogen, wie sie in solchen Massen nach Wien kamen, dass sie von dort zwangsweise wieder zurückbefördert wurden, wie andere Gruppen nach Argentinien, nach den Vereinigten Staaten, nach dem Kap, einige auch nur bis London, Paris, Brüssel u. s. w. gelangten.

Tausende und Abertausende rüsteten sich zum Aufbruch, Scharen von jungen Leuten zogen zu Fuss durch das Land, und die meisten wären sicher im Elend verkommen, wenn nicht eine schleunige Hilfsaktion hierzu gebildeter Komitees der westlichen Länder unter der Ägide der Alliance israélite diese Bewegung zum Stillstand gebracht hätte; viele der Emigranten wurden weiter befördert, die Untauglichen zurückgebracht, in Rumänien selbst wurden Volksküchen errichtet, Wohnungszuschüsse wurden verteilt, den Handwerkern und Kaufleuten, die ihre Berufe schon aufgegeben hatten, wurden Vorschüsse zur abermaligen Etablierung gegeben, kurzum, es wurde eine weitgehende Hilfstätigkeit entfaltet, die infolge der halben Missernte des Jahres 1900 auch noch im folgenden Jahre fortgesetzt werden musste. Nach dem Urteil des Sachverständigen, der Rumänien bereiste und überall Lokalkomitees begründete, waren etwa 100 000 Personen hilfsbedürftig, und wenn auch die hierfür zusammengebrachten Summen wohl eine Million Mark überstiegen, so kann man sich doch denken, dass die Gelder nicht im entferntesten genühten, um dem Elend wirklich Einhalt zu thun; überhaupt wird und kann dies niemals gelingen, so lange die inneren Ursachen weiter bestehen. Es bleibt demnach auch die Auswanderungstendenz unter den rumänischen Juden bestehen, und die Hauptaufgabe der Wohlthätigkeitsvereine wird dauernd die sein müssen, die akute und unregelmässige Emigrationsbewegung in eine chronische und gut geleitete umzuwandeln.

Wie nach Cypern und Palästina, so wandte sich nun auch ein Auswandererstrom nach Anatolien. Es war ein Kaffeewirt aus Tuldscha in der rumänischen Dobrudscha, namens Chaskel Schwarz, der als der Pfadfinder dieser Kolonisation zu bezeichnen ist. Er hatte als Dragoman eines Ingenieurs der anatolischen Eisenbahn Gelegenheit gehabt, das Land kennen zu lernen, und da er, wie fast alle älteren Bewohner der Dobrudscha, die ja bis 1878 eine türkische Provinz war, auch türkisch sprach, so kannte er auch die Sitten der Türken und die Methoden der Ansiedelung der mohamedanischen Muhadjirs. Da die Mohamedaner Rumäniens, die besonders in der Dobrudscha damals in Masse ansässig waren, gleichfalls, wenn auch nicht in dem Grade wie die Juden, von den rumänischen Beamten bedrückt wurden, hatte schon seit Jahren eine Auswanderungsbewegung unter ihnen Platz gegriffen, und als nun die Missernte des Jahres 1899 ihre Not vergrösserte, nahm auch die Auswanderung derselben zu. Mit einer solchen Auswanderergruppe fuhren nun 21 Familien sowie 38 junge Leute jüdischen Stammes aus Tuldscha, zusammen 160 Leute, unter Führung des oben genannten Chaskel Schwarz nach Konstantinopel, in der Hoffnung, gleichfalls auf Kosten des türkischen Muhadjirfonds angesiedelt zu werden. Die meisten waren

so arm, dass sie nicht einmal die 6—7 Mark der Überfahrtskosten von der Donaumündung nach dem Bosphorus erschwingen konnten, und von wohlhabenderen Landsleuten unterstützt werden mussten.



Fig. 1. Chaskel Schwarz, Führer der Kolonisationsbewegung.

In Konstantinopel wurde ihnen ihr Gesuch von der Mudhadjir-Kommission bewilligt, und ausserdem erhielten sie, als sie sich zur grossen Verwunderung der türkischen Behörden als vollständig subsistenzlos erwiesen, infolge eines Telegramms an den Sultan aus seiner Privatschatulle einen Laib Brot per Kopf. Sie wurden dann, wie es gewöhnlich mit den Muhadjirs geschieht, zu Schiff nach Ismid am Marmarameer übergeführt und am nächsten Tage per Bahn nach Angora, wo sie in einer Karawanserei vorläufig untergebracht wurden. Schliesslich erhielten sie Land auf einer Sultansdomäne nahe bei Beylik-Ahur, an der Bahn zwischen Eski-schuhur und Angora, etwa 60 Kilometer von ersterer Stadt entfernt. Eine Zeit lang erhielten sie täglich ein Laib Brot, später anstatt dessen 30 Para, etwa 12 Pfennig per Kopf, was gerade zur Fristung des Lebens genügt, ferner wurde ihnen ausnahmsweise von der Liste civile ein grösseres Darlehen von fast 18 000 Mark gewährt zur Installierung für sich und für nachfolgende ca. 100 Familien, die gleichfalls dort angesiedelt werden sollten. Als Land erhielten sie vorläufig 20 Donum (etwa 2 ha) per Familie zugeteilt, jedoch mit der Erlaubnis, später so viel Land in Besitz zu nehmen, als sie bebauen würden.

Das war mitten im Winter 1899/1900. Unterdessen kamen neue Zuzügler, die ersten primitiven provisorischen Hütten wurden gebaut, Vieh und Ackergeräte wurden angeschafft, und es ging alles ganz gut, bis nur allzu früh das Geld auf die Neige ging. Ob hierbei, wie behauptet wird, Unterschlagungen vorkamen, lässt sich natürlich nicht mit Sicherheit feststellen; viel Geld wurde jedenfalls durch den Unverstand der Leute verschwendet; auch wurde bei dem Mangel jeder Organisation viel Vieh, namentlich sämtliche Pferde, angeblich von Tscherkessen gestohlen. Sicher ist aber, dass selbst bei der allersparsamsten Verwaltung die 18 000 Mark unter keinen Umständen hätten genügen können, um 140 Familien, also ca. 700 Seelen, dauernd zu installieren.

Die Nachricht von der Grossmut des Sultans hatte sich natürlich wie ein Lauffeuer in Rumänien verbreitet, die



Kolonisationslust der armen Phantasten nahm daraufhin geradezu lächerliche Dimensionen an, überall bildeten sich unter den Handwerkern und Tagelöhnern Emigrationsgesellschaften, sog. „Grup israelit agricol de emigrare in Anatolia“ mit schönen Kautschuk-Stempeln und hochtrabenden, zuweilen sogar gedruckten Prospekten; aber die meisten dieser Gesellschaften bestanden aus armen Schluckern, die sich in dem Gedanken an die Gnade des Sultans berauschten und alle von einer rosigen Zukunft als Grundbesitzer träumten.

Das türkische Muhadjir-Komitee hatte zu jener Zeit viel Arbeit und viel Verdruss, alle die Petenten zu befriedigen. Eine grosse Gruppe Israeliten, namentlich aus Botosani in der Moldau stammend, erhielt Regierungsland an einer ausgesuchten guten Stelle, in der Gegend des alten Gordion, der Hauptstadt Phrygiens, am Einfluss des Pursak in den Sakaria, direkt an der Eisenbahn, halbwegs zwischen Eskischehir und Angora; hier siedelten sich etwa 50 Familien mit 225 Seelen an, während weitere 50 Familien erwartet wurden. Andere Gruppen zogen die Pachtung von Privatländereien vor, z. B. versuchten sich 35 Familien bei Tschelikli weiter nach Angora zu an der Bahn anzusiedeln, dort sollten auch die benachbarten Güter den Kolonisten zur Verfügung gestellt werden mit Raum für 500 Familien. Wieder eine andere Gruppe siedelte sich 1½ Stunden von Angora auf einem Gut der in Kairo lebenden Witwe des früheren Valis von Angora an, und zwar waren es etwa 45 Familien mit 183 Seelen, die sich dorthin wandten; diese Gruppe umfasste auch einige gebildete Leute, Fabrikanten, Techniker etc.; weitere 40–60 Familien sollten nachkommen. Eine andere grosse Gruppe von 100 etwas wohlhabenderen Leuten mit angeblich (?) einem Vermögen von 1500–50 000 Francs per Familie hatte gleichfalls Emissäre geschickt, um wegen Überlassung von Ländereien für eine „Musterkolonie“ mit der türkischen Regierung zu verhandeln. Die Bewegung griff nach Bulgarien hinüber, und auch in Sofia hatte sich ein Komitee gebildet und Terrain bei Kefkend am Schwarzen Meer erhalten, wo sich 50 Familien mit ca. 250 Seelen ansiedelten. So befanden sich im April und Mai des Jahres 1900 etwa 300 Kolonistenfamilien in Anatolien, und hätten sich ihre Wünsche auch nur im entferntesten erfüllt, so wäre die Zahl bald bis auf 1000 Familien angewachsen.

Die Sache kam aber anders. Als die türkische Regierung sah, dass es sich um lauter unterstützungsbedürftige Leute handelte, deren Kenntnis im Ackerbau gering und deren Ansprüche an den ohnehin nicht gerade gefüllten Geldsäckel der Regierung gross waren, als fortwährend neue subsistenzlose Auswanderermassen nach Konstantinopel kamen und kein Ende abzusehen war, verbot sie den türkischen Konsuln in Rumänien, die Pässe der jüdischen Emigranten zu visieren, und lehnte Unterhandlungen in Bezug auf Überlassung von Terrains fernerhin ab; auch Vorschüsse wurden nicht weiter bewilligt. Wie recht die türkische Regierung handelte, erkennt man an den nun folgenden Ereignissen.

Schon nach ganz kurzer Zeit wurde das Elend der bereits nach Anatolien übergesiedelten Kolonisten gross; nachdem die Leute ihre geringen Barmittel, meist sogar schon auf der Reise, verzehrt hatten, sassen sie nun ohne Obdach, ohne Ackergerät, ohne Vieh und ohne Brot auf ihrer so schön erträumten eigenen Scholle; sie behaupteten zwar, sie wollten das Land mit ihren Nägeln bearbeiten und mit ihren Thränen bewässern, aber sie vergassen, dass die Thränen salzig sind, und dass sie längst verhungert sein würden, bis ihre Nägel die richtige Länge erreicht haben würden, um als Pflugschar dienen zu können.

Das ist ungefähr die Situation, die ich vorfand, als ich am Schluss einer Frühlingsreise in den Orient in Konstantinopel eintraf. Auf die traurige Situation der neuen Kolonisten aufmerksam gemacht, beschloss ich, wenigstens eine der Kolonien selbst zu besuchen, sowie in Eskischehir Erkundigungen einzuziehen. In Caraja bei Beylik-Ahur fand ich nun die Kolonie in der denkbar traurigsten Lage; viele der Kolonisten trieben sich, nach Verdienst herumlungend, auf den Strassen von Eskischehir herum; die Leute, die in Caraja selbst waren, nunmehr noch ca. 117 Familien, sahen abgemagert und vergrämt aus, sie wohnten teils in Erdlöchern, teils unter Dächern aus Schilf, Matten oder Lumpen der allerprimitivsten Art. Die wenigen, die Vieh und Wagen besaßen, hatten sich freilich Holz vom Walde geholt und bauten nun halb in die Erde gegrabene, mit Schilf bedeckte Hütten, aber es hatte die Nacht vorher fortwährend geregnet, so dass in den noch unvollendeten Hütten kein trockener Fleck vorhanden war, und manche mehr kleinen überdachten Teichen ähnelten als menschlichen Behausungen. Saatgetreide hatten die wenigsten Kolonisten, andere hatten keine Pflüge und Eggen, das von der Kolonie als Ganzes angekaufte Vieh war ganz ungleichmässig verteilt, die Dorfregierung, der Mukthar (der staatlich anerkannte Dorfschulze) und das sog. Komitee waren in Parteien zerfallen und ohne Einfluss, und die misera plebs traute dem Komitee überhaupt nicht, zumal da jetzt das Vieh successive verkauft werden musste, um Nahrungsmittel dafür anzuschaffen, wobei Durchstechereien leicht möglich waren; kurz, es war ein ganz trostloser Zustand. Aber trotzdem waren die meisten nicht ohne Hoffnung, freilich wohl nur, weil sie vermuteten, dass ich ein Emissär der europäischen Wohlthätigkeitsvereine sei, abgesandt, um ihre Lage zu untersuchen und ihnen zu helfen. Sie schilderten mir daher auch das Land als ein Paradies, trotzdem sie merken mussten, dass ich, von den Bahnbeamten instruiert, genau wusste, dass die Gegend im Sommer ein berüchtigter Fieberherd sei.



Fig. 2. Unfertige Grubenhütte der Kolonisten von Caraja.

Da mir viele der Leute einen ganz guten Eindruck machten, auch ihre Leistungen in Bezug auf Ackerung für Anfänger nicht so schlecht waren, so beschloss ich, das meinige für die armen Teufel zu thun. Da ich selbst keine

Zeit mehr hatte, liess ich meinen Reisegefährten mit etwas Geld zurück, um auch die anderen Kolonien zu besuchen und ihnen wenigstens Saat und die allernotwendigsten Geräte und Materialien zu verschaffen. In die Heimat zurückgekehrt, versuchte ich dann Wohlthätigkeitsgesellschaften für die Kolonien zu interessieren, was auch insofern von Erfolg gekrönt wurde, als ein in orientalischer Landwirtschaft bewandertes Fachmann auf Kosten der Jewish Colonization Association dorthin gesandt wurde. Derselbe blieb den Sommer über da, berichtete zuerst in ganz zufriedenstellender Weise, als aber dann die Fieberzeit herankam und unter den schlecht genährten und unter mangelhaften Schutzdächern wohnenden Leuten eine grosse Anzahl Opfer forderte, verzagte er an der Zukunft sämtlicher Kolonien bis auf Kefkend. Er erhielt hierauf den Befehl, die Kolonien aufzulösen und die Leute nach Rumänien zurückzusenden; das ging aber nur bei denjenigen, die sich nicht oder noch nicht als Muhadjirs hatten einschreiben lassen, und da die Leute sich grossenteils sehr an die Scholle attachiert hatten, so suchten viele noch in jener Zeit die Einschreibung zu erlangen, nur damit sie nicht fortgesandt werden könnten; die Muhadjirs sind nämlich gesetzlich gezwungen, mindestens ein Jahr an Ort und Stelle zu bleiben. Trotzdem gelang es allmählich, eine Menge Leute zurückzusenden; Tschelikli wurde ganz geräumt, Dabkis grossenteils, nur 11 Familien versuchten mit ihren eigenen beschränkten Mitteln dort zu bleiben; schliesslich wurde auch Kefkend fallen gelassen, so dass nur noch in Caraja und Sazelar grössere Mengen von Kolonisten verblieben. Da ihnen nur Nahrungsmittel, aber keinerlei Inventar und Saatgut gegeben wurde, da man ihnen sogar bei Strafe der Nahrungsentziehung verbot, für das nächste Jahr zu pflügen, es ja auch für sie unnütz gewesen wäre, da sie nach Beendigung des Jahres doch fortgesandt zu werden erwarteten, so verharteten die Kolonien in einem Zustande der Lethargie.



Fig. 3. Grubenhütte der Kolonisten in Caraja.

Mir that es aufrichtig leid, diese meiner Ansicht nach hoffnungsreiche Kolonisation so sang- und klanglos beendet zu sehen, und da ich mir eine bessere Meinung von dem Lande gebildet hatte, auch in den Berichten der Sachver-

ständigen allerhand Widersprüche zu entdecken glaubte, so sandte ich im Hochsommer meinen eigenen Sachverständigen, einen praktischen und auf der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule auch theoretisch ausgebildeten Landwirt, zur



Fig. 4. Deckenhütte der Kolonisten in Caraja.

Berichterstattung und zum eventuellen Eingreifen nach Anatolien. Als seine Berichte nicht ungünstig lauteten, beschloss ich, in Sazelar einen kleinen Versuch mit 10 Familien zu machen, sowie auch die 11 Familien von Dabkis mit dem Notwendigsten zu unterstützen. Meine Bemühungen glückten einigermaassen, an die Familien von Sazelar gliederten sich allmählich weitere 10 Familien an, in Dabkis kamen 3 Familien hinzu, so dass, als ich im Frühling 1901 Anatolien abermals besuchte, doch schon zwei kleine, meist aus provisorischen Hütten bestehende Dörfchen, mit Vieh und Ackergeräten einigermaassen ausgerüstet, vorhanden waren; auch hatten die Kolonisten schon ordentlich den Acker bestellt, in Dabkis etwa 136 Hektar, in Sazelar, wo die Anschaffung von Vieh, Hüttenbau etc. die Herbstbestellung unmöglich machte, waren es immerhin doch noch 50 Hektar.

Caraja war am unglücklichsten daran, die Wohlthätigkeitsgesellschaft hatte ihren Beamten fortgenommen, als keine Leute mehr fortgesandt werden konnten, die Kolonisten hatten weder zu leben, noch durften sie als Muhadjirs den Ort verlassen; viele waren freilich nach Eskischehir geflohen, um sich dort bei der Eisenbahn oder sonstwie etwas Unterhalt zu erwerben, aber Inlandpässe zur Reise nach Smyrna und Konstantinopel konnten sie daselbst nicht erlangen, und nur einzelne junge Leute vermochten sich zu Fuss nach der Küste hin heimlich durchzuschlagen.

Man hätte nun erwarten sollen, dass die Leute freigelassen würden, nachdem das erste Muhadjir-Jahr verfloßen war, aber der Bey, der die Sultansdomänen verwaltete, behauptete, dass es erst geschehen könne, nachdem die 18 000 Mark dem Sultan zurückerstattet seien, und die Muhadjir-Kommission in Konstantinopel erklärte auf meine Anfrage, dass auch das nichts nütze; die Leute seien durch ein spezielles Irade (einen persönlichen Erlass) des Sultans auf seine Güter gesetzt und könnten nur durch ein anderes Irade entlassen werden. Nun war Holland in Not, wie konnte ich hoffen, als gänzlich unbekannt und einflusslose Privatperson

ein Irade, einen persönlichen Erlass des Sultans, zu erreichen? Ich sandte eine Petition, erlangte auch eine Audienz bei dem ersten Sekretär des Sultans, telegraphierte und liess die die Kolonisten an den Sultan telegraphieren und um Gnade



Fig. 5. Zelthütte der Kolonisten in Caraja.

flehen. Ich erhielt auch die schönsten Versprechungen, es sei die allereinfachste Sache von der Welt, am nächsten Tage würde das Irade dem Sultan zur Unterschrift vorgelegt werden, ich wartete und wartete, bis schliesslich meine Zeit um war, — die Unterschrift ist bis heute nicht eingetroffen, und zweifellos hat der Sultan nie etwas von der Sache erfahren.

Unterdessen konnte man die Leute dort nicht verhungern lassen. Da ich selbst durch die Unterstützung der Kolonisten von Sazelar und Dabkis finanziell stark in Anspruch genommen war, suchte ich andere für die Kolonie Caraja zu interessieren, schliesslich gelang es denn auch, so viel Gelder zusammenzubringen, um den Versuch wagen zu können, auch Caraja zu halten. Ein deutscher Landwirt, den ich im Frühling mit nach Anatolien genommen hatte, war dort geblieben und installierte die tauglichen Kolonisten; bald gelang es auch, die in der Stadt Eskischehir festgehaltenen, zur Kolonisation untauglichen Elemente fortzusenden, etwa 40 Familien, während nicht weniger als 53 Familien in Caraja installiert werden konnten. Auch Sazelar hatte sich unterdessen durch Zuzug von Verwandten aus Rumänien und einigen Familien aus Eskischehir auf 28 Familien gehoben, Dabkis war auf 19 Familien gestiegen, so dass augenblicklich wieder ca. 100 Familien mit etwa 500 Seelen in den drei anatolischen Kolonien leben. Die aufgegebene Kolonie Keffkend wurde nicht wieder reorganisiert, was auch nicht nötig ist, da die bulgarischen Juden bei weitem nicht so unterdrückt werden wie die rumänischen.

Die Malaria erwies sich in diesem Jahre infolge besserer Wohnungen und besserer Ernährung, einiger hygienischer Maassregeln und rechtzeitiger Chiningaben selbst in Caraja als bei weitem nicht so gefährlich, wie man nach den Erfahrungen von 1900 annahm; während in jenem Jahr mindestens 28 Todesfälle der Malaria oder der Kombination von Malaria und schlechter Ernährung zugeschrieben wurden, so hatte Caraja in diesem Jahre keinen einzigen Todesfall an Fieber zu beklagen. Die Leute sind nach den Berichten der

Administratoren in sämtlichen Kolonien fleissig bei der Arbeit, die Zahl der untauglichen Elemente ist eine sehr geringe, und es ist zu hoffen, dass, wenn die nächste Ernte nicht missrät, sämtliche drei Dörfer schon im Herbst auf eigenen Füssen stehen oder doch nur noch ganz geringe Vorschüsse erfordern werden.

Vielleicht wird mancher Leser erstaunt fragen, ja, eignen sich denn diese Leute zu Ackerbauern; man hört doch meist, dass die Juden zu allen Berufsarten passen, nur nicht zum Ackerbau. Es ist hiermit wie mit so vielen anderen Dogmen. Einer spricht es gedankenlos dem andern nach. Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden von der russischen Regierung jüdische Ackerbaukolonien begründet und die freiwillige Bildung solcher unterstützt. Nach einer mir vorliegenden Statistik gab es im Jahre 1896 nicht weniger als 265 solcher Kolonien mit 96 930 Personen in Russland, in 13 verschiedenen Gouvernements, ausserdem wurden noch 10 038 Tabak-Landarbeiter, 5276 Gärtner etc. und 1800 Feldarbeiter gezählt, zusammen also 114 044 in der Landwirtschaft beschäftigte Juden allein in Russland. Der Erfolg war natürlich je nach den örtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen verschieden, dort aber, wo die Dörfer Land genug hatten, war er günstig, und zwar konnte selbst eine russische Regierungskommission diesen Kolonien ihr Lob nicht vorenthalten. Dazu kommen noch die Tausende von selbstständigen Bauern in den von Baron Hirsch gegründeten Kolonien in Argentinien, ferner ca. 5000 Bauern und Feldarbeiter in Palästina, die neu gegründeten jüdischen Dörfer in Kanada, in den Vereinigten Staaten und in Cypern. Obgleich diese Kolonien meist noch jung sind, kann man doch, wenigstens von den amerikanischen Kolonien, behaupten, dass sie meist nach wenigen Jahren zur Selbständigkeit, vielfach auch zu wirklicher Blüte gelangen, wie z. B. die Schilderung der Kolonien in Argentinien durch den landwirtschaftlichen Sachverständigen der deutschen Regierung Prof. Kaerger zur Genüge beweist. Dass in Gegenden, wo die



Fig. 6. Mattenhütte der Kolonisten in Caraja.

Städte in schnellem Aufblühen begriffen sind, wie in Argentinien und den Vereinigten Staaten, vielfach die jüdischen Bauern der Verlockung, in den Städten schneller zu etwas zu kommen, nicht widerstehen können, ist ebensowenig ein

Gegenbeweis gegen ihre Befähigung zum Ackerbau, wie die Landflucht der Deutschen in Ostelbien.

Meine beiden landwirtschaftlichen Verwalter in Anatolien äussern sich gleichfalls recht lobend über den Fleiss der



Fig. 7. Der dritte Teil einer viele Familien beherbergenden Riesenhütte in Caraja.

Leute, wenigstens soweit es sich um individuelle Arbeit handelt, denn für Kommunarbeit fehlt ihnen fürs erste noch die nötige Disziplin. Auch die Frauen und Kinder helfen übrigens nach Kräften, und namentlich sind sie unermüdlich beim Hausbau, Ziegelmachen etc., aber auch auf dem Felde habe ich sie eifrig graben und hacken sehen. Wenn 11 Familien in Dabkis im verflossenen Jahre, trotzdem wenige erwachsene Kinder dabei waren, und es im vorigen Winter noch an vielerlei fehlte, und auch der Hausbau viel Zeit erfordert, 136 Hektar Neuland bestellt haben, also 12 Hektar pro Familie, so ist es gewiss keine schlechte Leistung für Leute, die den Ackerbau erst lernen mussten, und ebenso erfreulich ist es, dass die Mehrheit dieser Familien in diesem Jahre nur noch sehr wenig neue Vorschüsse braucht, ja einige sogar etwas zurückzahlen in der Lage sind. Die Hoffnung ist begründet, dass im nächsten Jahre auch die beiden anderen Kolonien schon so weit sein werden; Sazelar (oder Warburgkeui, wie die Bewohner jetzt das Dorf benannt haben, Sazelar ist das benachbarte Türkendorf) würde selbst in diesem Jahre nur noch sehr wenig Vorschüsse erfordern, wäre nicht seine Einwohnerschaft durch Zuzug um mehr als das Doppelte gestiegen, und müssten die Kolonisten nicht jetzt endlich definitive Häuser erhalten an Stelle ihrer provisorischen Hütten. Caraja (oder Sichre Warburg, wie die Leute es jetzt nennen) wird freilich noch manche Vorschüsse erfordern, denn die vom Überschwemmungsgebiet des Pursak herüberstreichenden Fieberwinde müssen erst durch Waldanpflanzungen abgewehrt werden, und die in jenem Gebiet häufigen Missernten müssen durch einen vergrößerten Viehstand, namentlich Angoraziegen und Fettschwanzschafe, einigermaassen ausgeglichen werden; man war ja aber leider durch die Erfolglosigkeit der Petitionen an den Sultan gezwungen, diesen ungünstig gewählten Platz beizubehalten; bei neu zu gründenden Kolonien würde man natürlich vorsichtiger sein.

Offenbar blicken die Kolonisten auch schon mit Hoffnung in die Zukunft und schreiben in diesem Sinne in die Heimat. Denn schon jetzt werde ich mit Anfragen und Petitionen aus Rumänien überschüttet, und zwar von Leuten, die sich gleichfalls als Bauern in Anatolien ansiedeln wollen. Glücklicherweise erschwert die türkische Regierung die spontane Einwanderung aus Rumänien, denn sonst würden wohl bald wieder ähnliche Zustände eintreten wie im vorigen Jahre.

Die Kosten der Ansiedlung einer Kolonistenfamilie betragen, abgesehen von Transport- und Administrationskosten, im Durchschnitt etwa 2000 Mk. Man könnte zwar mit 1600 Mk. auskommen, aber dann kann man keine Schafe und Ziegen oder keine definitiven Häuser anschaffen, und andererseits fehlt ein Reservefonds für den in Anatolien stets zu berücksichtigenden Fall einer Missernte im ersten Jahre. Man muss bedenken, dass die Leute $1\frac{1}{2}$ Jahre ernährt werden müssen, denn wenn sie erst im Herbst kommen, so ist bis zu ihrer provisorischen Einrichtung die beste Zeit zur Bestellung des Ackers verstrichen. Glücklicherweise ist das Leben in Anatolien billig, 1 Piaster (16 Pf.) per Tag, am Sabbath und Festtagen 2 Piaster, genügt, so dass die Person im Jahre inkl. Kleidungsgeld auf etwa 100 Mk. zu stehen kommt, was aber immerhin bei einer Familie von nur 5 Köpfen 750 Mk. für $1\frac{1}{2}$ Jahre ausmacht. Dazu kommen 2 Ochsen (je 100 Mk., Balkanvieh, die ursprüngliche anatolische Rasse ist viel billiger, aber fast wertlos), eine Kuh (50 Mk.), ein Wagen (80 Mk.), Pflug und Egge (je 60 Mk.), Saatgut für 10 ha (200 Mk.), provisorische Hütte und Stall (100 Mk.), Schafe und Ziegen (200 Mk.), Arzt, Medizin, Reise-spesen, Reserven (300 Mk.). Da die definitiven Bauernhäuser mit Stall 3—400 Mk. kosten, so muss man, wenn diese schon im ersten Jahre gebaut werden sollen, was vielleicht praktischer ist, den Ankauf von Schafen und Ziegen zurückstellen. Man sieht, grosse Sprünge kann man nicht machen, aber die Beweise liegen vor, dass die Sache geht, und „the proof of the pudding is in the eating“.



Fig. 8. Kolonistenhaus im Bau in Caraja.

Natürlich ist die Voraussetzung bei dieser Berechnung die, dass das Land nichts kostet. Da aber der Regierung und dem Sultan noch so viele unbevölkerte Ländereien in Anatolien zur Verfügung stehen, denn die autochtone Be-

völkerung Kleinasien nimmt durch Aushebung, Kindersterblichkeit infolge Malaria bei gänzlichem Mangels ärztlicher Hilfe sowie durch Zurückgehen der Eheschliessungen wegen Furcht vor der Aushebung zusehends ab, da ferner auch die Privatgüter fast ohne Arbeiter sind, grösstenteils brach liegen und von den meisten Besitzern gern gegen einen Zehnten der Ernte auf lange Kontrakte hin verpachtet werden, so wird man fürs erste nicht genötigt sein, Ländereien erwerben zu müssen, was in der Türkei bei dem Mangel ordentlicher Grundbücher stets ziemlich riskant ist.

Die Hauptschwierigkeit bei der Ansiedlung nicht nur auf Regierungs- und Kronland, sondern häufig auch auf privatem Pachtland ist zwar die, dass die Einwanderer türkische Unterthanen werden müssen; aber die armen rumänischen Juden werden sich nicht einen Moment besinnen, sich eintragen zu lassen, erlangen sie dadurch doch das ihnen in ihrer Heimat verweigerte Bürgerrecht.

Andere nicht mohamedanische Kolonisten, denen diese jüdischen Ackerbaukolonien sonst vorbildlich sein könnten, werden sich freilich nicht gut auf diese Bestimmung einlassen können. Es ist übrigens auch kaum anzunehmen, dass die türkische Regierung, die von ihren christlichen Bevölkerungsteilen, Armeniern, Griechen und Bulgaren, schon genug Ungemach erfahren hat, ohne Zwang darauf eingehen würde, Christen als Muhadjirs aufzunehmen; freilich käme dies für die privaten Pachtländereien weniger in Betracht, und thatsächlich findet man dort einige Deutsche aus der Dobrudscha, die gleichfalls dem allgemeinen Auswanderungsstrom aus jenem Ländchen gefolgt sind. Auch die deutschen Bauern in der Dobrudscha haben es nämlich nicht allzu gut in dem von nativistischem Grössendünkel und Fremdenhass angekränkelten Rumänien, und auch sie würden je eher je lieber das ungastliche Land verlassen. Soll man ihnen gleichfalls den Weg nach Anatolien bahnen? Ich glaube, besser nicht. Es handelt sich doch nur um wenige Dörfer, und selbst wenn es wirklich gelänge, sie in kompakter Weise



Fig. 9. Schönstes Kolonistenhaus in Caraja.

nach Anatolien überzusiedeln, so würden sie sich dort in ihrer Isoliertheit und als türkische Unterthanen — denn Rumänen können sie doch nicht bleiben — kaum wohler fühlen als in der Dobrudscha. Nein, die deutschen Bauern

in der Dobrudscha bilden ebenso wie die deutschen Kolonien von Südrussland und dem Kaukasus das richtige Kolonisationselement für Südbrasilien, sie können sehr erheblich beitragen zur Stärkung der deutschen Kolonien in Rio



Fig. 10. Höhlenbehausung der Kolonisten in Sazelar.

Grande do Sul. Auf dies anspruchslose und an Widerwärtigkeiten gewöhnte deutsche Element sollten die südbrasilischen deutschen Kolonisationsgesellschaften einzuwirken suchen, in der Dobrudscha und ebenso auch in Südrussland bilden die deutschen Dörfer für uns einen gänzlich verlorenen Posten.

Handelt es sich bei den besprochenen jüdischen Kolonien in Anatolien auch vorläufig nur um einen kleinen, noch nicht abgeschlossenen Versuch, so ist es doch klar, dass, im Fall der Versuch glückt, woran kaum noch zu zweifeln ist, eine grosse Entwicklungsmöglichkeit gegeben ist. Der Sultan und die türkische Regierung werden, wie es auch natürlich ist und von maassgebenden Stellen wiederholt ausgesprochen wurde, diese Einwanderung begünstigen, falls dieselbe sich in gemässigtem Tempo und in geordneter Weise unter der Leitung und Garantie geldkräftiger Komitees vollzieht. Moderne Begriffe wie Rassenhass sind in der Türkei unbekannt, der religiöse Fanatismus gelangt nur noch äusserst selten und lokal zum Ausbruch, auch mehr in dem fanatischeren Süden als in Kleinasien, entsprangen doch auch die armenischen Massakres weder dem Rassen- noch dem religiösen Fanatismus, sondern fast ausschliesslich politischen und ökonomischen Ursachen. Der Jude wird in Anatolien nie als Wucherer ein ökonomisches Übergewicht erlangen können, weil er die Armenier und Griechen daselbst als überlegene Mitbewerber vorfindet; selbst in der Bucharei wird er durch den Armenier verdrängt. Aus dem gleichen Grunde wird der Jude im grossen ganzen in Anatolien beim Ackerbau bleiben, sobald er sich einmal in denselben eingewöhnt hat, da er in den Städten, wie es schon die alt eingesessenen spaniolischen Juden in der Türkei und Anatolien zeigen, sich im allgemeinen auf die weniger lohnenden Gewerbe zurückgedrängt sieht. Dazu kommt noch, dass der rumänische Jude auch in Anatolien ebenso wie der Spaniole ein guter, nie revoltierender türkischer Staatsbürger sein wird, der prompt seine Zehnten und Abgaben bezahlt und dadurch das vorher brach und wertlos daliegende Land in

ein steuerbares Objekt umwandelt, was in den Augen des Sultans und der Regierung ein Faktor ersten Ranges ist.

Die Juden Rumäniens selbst werden aber stets gern nach Anatolien auswandern, weil sie thatsächlich eine grosse Sehnsucht nach dem ihnen in ihrer Heimat versagten Landerwerb und Bürgerrecht haben, weil sie sich dort frei fühlen wie jeder andere, als Mensch unter Menschen, weil ihnen das anatolische Klima zusagt, weil sie sich mit den Türken gut verständigen können, wie schon in den bestehenden Kolonien ein beständiger freundschaftlicher Verkehr mit den Nachbarn stattfindet, und last not least, weil die Juden Anatolien doch als eine weitere Etappe ansehen auf dem mühsamen Wege der Heimkehr zum Lande der Väter.

Was die europäischen Mächte betrifft, so würde eine solche Kolonisationsbewegung nach jeder Richtung hin von ihnen zu begrüssen sein. Vom religiös christlichen Standpunkt aus, weil die Behandlung der Anhänger der Mutterreligion des Christentums in Osteuropa dem Geiste frommer Vertreter der christlichen Religion doch geradezu ein Ärgernis sein muss; den Diplomaten, weil es eine Schmach ist, zusehen zu müssen, wie die Bestimmung des Berliner Kongresses von einem kaum von der Kultur überfirnisten Duodezvolk in so herausfordernder Weise verletzt wird. Eine Reihe von Einzelstaaten ist daran noch besonders interessiert, namentlich England und Amerika, weil hierdurch der Strom kulturell noch rückständiger und namentlich die Löhne der Handarbeit stark drückender Einwanderungs-Elemente in andere Bahnen gelenkt wird. Aber auch Deutschland ist in hohem Maasse dabei interessiert; denn erstens wird die Rentabilität der anatolischen Eisenbahn durch jedes in ihrem Bereich begründete Dorf verbessert, füllen doch zwei Bauern mit dem zum Verkauf bestimmten Teile des Getreides einer Normalernte schon einen Waggon, abgesehen von dem Transport von Maschinen, Holz zum Hausbau, Geräten, Kleidung, Nahrungsmitteln etc.; auch der gesteigerte Personenverkehr,



Fig. 11. Eingang zu einer Höhlenbehauung der Kolonisten in Sazelar.

der gerade bei einem so lebhaften und reiselustigen Völkchen, wie die Juden es sind, stark ins Gewicht fällt, muss noch in Rechnung gezogen werden. Aber auch die Industrien in Deutschland werden hierdurch grosse Vorteile ziehen,

vor allem der Maschinenbau; denn erstens braucht schon jeder Bauer seinen Pflug und seine Egge im Werte von ca. 120 Mk., zweitens wird jedes Dorf mit der Zeit auch Mähmaschinen, Drill- und Breitsäemaschinen, Windfegen und



Fig. 12. Feldschmiede der Kolonisten von Caraja.

grössere Getreidereinigungsmaschinen, sowie endlich Dreschmaschinen anschaffen; für das Dorf Caraja allein stehen für 5000 Mk. Maschinen im Voranschlag dieses Jahres, wenn das Geld reicht, soll sogar noch eine Dampfdreschmaschine mit Szamanapparat angeschafft werden. Diese Maschinen werden jedenfalls, infolge der Verträge der deutschen Fabriken mit der Eisenbahngesellschaft, am billigsten und grossenteils wohl auch am besten von Deutschland aus bezogen. Aber nicht nur die jüdischen Dörfer kommen hierfür in Betracht, sondern jedes Dorf wird für seine Umgebung zu einem Kulturzentrum werden. Schon jetzt bemerkt man den Einfluss; in Dabkis, welches eine Reihe solcher Maschinen besitzt, unter anderem auch eine Mähmaschine mit Bindeapparat, kommen fast täglich fremde Bauern angeritten, um sich dort die Maschinen erklären zu lassen, und wenn sie erst den Nutzen derselben ad oculos demonstriert erhalten, ist es ein kleiner Schritt zu dem Entschluss, sich selbst Maschinen anzuschaffen, zumal da die deutsche Eisenbahngesellschaft in kluger Berechnung ausserordentlich kulante Zahlungsbedingungen hierfür eingeführt hat.

Dass auch die Zahl der möglichen jüdischen Einwanderer eine nicht gar so geringe ist, geht aus der einfachen Tatsache hervor, dass es allein in Rumänien nicht weniger als 100 000 unterstützungsbedürftige Juden giebt. Ich will annehmen, dass die übrigen 150 000 vorziehen werden, entweder in Rumänien zu bleiben, oder in die weite Welt zu wandern, nach Australien, Argentinien, Canada, Nordamerika, Kap, wo sich jetzt überall schon kleine rumänische Kolonien befinden, die in einigen Jahren ihre Verwandten nachziehen werden. Ich will dies annehmen, obgleich es mir nicht wahrscheinlich scheint; es würden dann aber immer noch 100 000 Seelen nachbleiben, entsprechend 20 000 Familien, die zur Begründung von 500 Dörfern genügen würden; sie würden jährlich mindestens 200 000 ha mit Weizen und Gerste bestellen und in normalen Jahren wohl ca. 200 000 Tonnen Getreide ernten, in guten Jahren sogar diese Menge exportieren können.

Auch die finanzielle Seite ist kein Hindernis; 20 000 Familien würden zwar eine Summe von 40 Millionen Mark zur Ansiedelung erfordern, oder mit Administrationsspesen, Transportkosten und Emigrationspass — selbst die Aus-



Fig. 13. 5 und 7jährige Knaben bei der Feldarbeit in Sazelar.

wanderungserlaubnis lässt sich die rumänische Regierung noch mit 20 Francs bezahlen — etwa 45 Millionen; da aber die Einwanderung successive stattfinden würde, viele Jahre hindurch, und unterdessen doch die Rückzahlungen der Vorschüsse seitens der älteren Kolonien erfolgen dürften, so wäre schon der dritte bis vierte Teil der angeführten Summe für den Zweck genügend, um innerhalb 20—30 Jahren die Emigration zum Abschluss zu bringen.

Wenn man bedenkt, wie viele Millionen die argentinische Kolonisation dem Baron Hirsch gekostet hat, ferner, welche

riesige Kapitalien Baron Edmund von Rothschild in die palästinensischen Kolonien hineingesteckt hat, so sollte man glauben, dass, wenn erst die Beweise des Gelingens sicher vorliegen, es nicht allzu schwer sein wird, die für die anatolische Kolonisation nötigen 10—15 Millionen, wenn auch nur ganz allmählich, aufzubringen.

Wäre es nicht eine Ironie der Geschichte, wenn sich die nun schon durch 20 Jahre hinziehende rumänische Judenfrage, die selbst ein so geschickter Diplomat wie Bismarck vergeblich durch einen Machtspruch zu lösen versucht hat, wenn diese Frage in so leichter und für alle Teile so befriedigender Weise durch ein einmaliges grösseres Darlehen gelöst werden könnte? Und würde nicht die dann auch äusserlich hervortretende Thatsache, dass die Juden als Ackerbauer im Orient einen wirklichen Kulturfaktor darstellen, auch auf die russische Regierung wirken und ihr den Weg weisen, wie die russische Judenmisère auf eine für den Staat vorteilhafte Weise gelöst werden kann? Vielleicht würde Russland dann die Gesetze, welche die Ansiedelung der Juden als Landmann verhindern, aufheben, oder wenigstens gewisse Territorien ihnen zur Ansiedelung zuweisen; eine nativistische Strömung wie in Rumänien wird sich ja in einem Weltreich wie Russland, unter dessen Scepter sich so viele Rassen und Völker, Religionen und Sprachen zusammenfinden, nie entwickeln können, und den grossen national- und sozialpolitischen Grundzügen des russischen Regierungssystems würde sich die Schaffung einer jüdischen Agrarbevölkerung ohne Zwang einordnen lassen. Wären die Juden nicht als Kolonisatoren ins Auge zu fassen speziell für jene südlichen Distrikte Russlands, die jetzt durch die Auswanderung der Mohamedaner und zum Teil auch der Christen, letzteres die Folge eines langjährigen irrationell betriebenen Ackerbaues, sich entvölkern? Sie würden dort gleichsam ein Verbindungsglied bilden zwischen dem mohamedanischen Süden und dem christlichen Norden, ein die Reibung milderndes Element zwischen diesen beiden grossen unversöhnlichen Gegensätzen, die sich bekriegen und beherrschen, aber nie verstehen werden.